

FERDINAND
VON SCHIRACH
CARL TOHRBERGS
WEIHNACHTEN

e-book

PIPER



Inhalt

Impressum

Der Bäcker

Seybold

Carl Tohrbergs Weihnachten

Vita

Mehr über unsere Autoren und Bücher:

www.piper.de

Vollständige E-Book-Ausgabe der im Piper Verlag erschienenen
Buchausgabe

1. Auflage 2012

ISBN 978-3-492-95851-6

© Piper Verlag GmbH, München

Umschlaggestaltung: Kornelia Rumberg, www.rumbergdesign.de

Umschlagmotiv: Grant Faint/getty images

Datenkonvertierung E-Book: Kösel, Krugzell

Der Bäcker

Der »Backshop« sah aus wie alle anderen dieser Kette, ein Franchiseladen, schlüsselfertig, nur ein paar durchdachte Quadratmeter. Die Teiglinge wurden jeden Morgen mit einem Lieferwagen gebracht, dann standen sie in grünen Plastikpaletten im Flur des Hauses und tauten langsam auf. Kuchen und Mandelhörnchen waren mit weißem Zuckerguss überzogen, der an den Fingern klebte. Der Kaffee kam aus einem Edelstahlblock, auf dem »Kaffeespezialitäten-Vollautomat« stand. Die Maschine machte hässliche Geräusche, wenn sie die Milch einsaugte. Der Bäcker war dick, rotes Gesicht, kleine Hände, die Fingerknöchel nur Löcher im Handrücken. Im Geschäft trug er eine weiße Schürze, auf die Schulterbänder war das Logo des Unternehmens aufgenäht. Der Bäcker bewegte sich schnell, aber der Gang hinter der Auslage war zu schmal: Die Theke schnitt in seinen Bauch, und die Brotkrumen hinterließen dort einen Streifen.

Der Bäcker gehörte zum Viertel, die Leute mochten ihn. Er war 47 Jahre alt. Als er jung war, hatte er die große Konditorei und das Café seines Vaters übernommen. Alles schien gut zu gehen, er hatte seine Meisterprüfung bestanden, geheiratet und einen Sohn bekommen. Das Haus am Rande der Stadt war neu, sie waren jedes Wochenende auf die Baustelle gefahren und hatten sich vorgestellt, wie sie dort leben würden.

Der Bäcker war an diesem Tag, der alles veränderte, früher nach Hause gekommen, er hatte seine Frau überraschen wollen. Ein anderer Mann, größer und schmäler als er, mit hellen Haaren, stand in dem Eingang des Hauses. Der Bäcker kannte ihn, er war Verkäufer in einem Möbelhaus. Der Mann verabschiedete sich, während seine Frau hell auflachte und glücklich aussah, und der Bäcker wusste plötzlich, dass sie ihn betrogen hatte. Dann ging alles sehr schnell. Der Bäcker nahm den Spaten, der noch von der Gartenarbeit am Wochenende neben dem Eingang stand. Er schlug ihn in den Hals des Mannes. Es war Erde an der Spatenkante, und der Bäcker stellte sich vor, wie die Erde jetzt in dem Mann war. Dann sah er zu, wie das Blut aus dem Loch im Hals auf den hellen Teppich quoll und dort seltsame Muster bildete. Es ist ein sehr teurer Teppich, dachte er, viel zu teuer für

uns. Im Möbelhaus hatte seine Frau gesagt, wie gut die »Auslegeware« im Eingang aussehen würde, und er hatte ihr zugestimmt, weil es ihm unangenehm war, vor dem Verkäufer über Geld zu reden. »Entree«, hatte seine Frau ständig zu dem Verkäufer gesagt, nicht »Eingang« wie der Bäcker. Sie hatte mit dem Verkäufer geflirtet, und der Bäcker war sich dumm vorgekommen, aber jetzt lag der Verkäufer vor ihm auf dem Boden, und ein Stück von seinem Hals fehlte. Irgendwann kam kein Blut mehr, und der Bäcker dachte, dass der Verkäufer nun ganz leer sei und dass es eine komische Art sei zu sterben.

Der Staatsanwalt sagte später in der Hauptverhandlung, es sei ein tragischer Irrtum gewesen: Der Mann sei nicht der Liebhaber seiner Frau gewesen, er habe nur das Wohnzimmer ausgemessen. Der Gerichtspsychiater erklärte, der Bäcker habe eine gefährliche Störung. Er benutzte viele Ausdrücke, die der Bäcker nicht verstand. Das alles war lange her, und der Bäcker dachte nicht mehr daran.

Er saß jetzt, wenn er keine Kunden hatte, oft mit dem Besitzer des Zeitungskiosks vor seinem Laden. Er hatte ein paar alte Holzstühle auf den Bürgersteig gestellt. Der Bäcker sprach nie viel, nur manchmal beschwerte er sich. Er sagte dann, er sei eigentlich Konditormeister und möge es nicht, dass er nur gefrorene Teiglinge in den Konvektomaten schiebe. Er vermisse seine alte, seine richtige Konditorei. Aber immerhin, es sei eine Möglichkeit, über die Runden zu kommen. Der Kioskbesitzer nickte und fragte nicht weiter. Aber der Bäcker hätte ihm auch nicht von den neun Jahren im Gefängnis erzählen können, er hätte ihm die grauen Tage, das Warten, die Einsamkeit und all das andere dort nicht erklären können.

Jeden Morgen lieferte der Bäcker Brötchen aus, weil der Backshop alleine nicht genug einbrachte. Es waren viele Adressen, und er brauchte mehr als zwei Stunden, bis er alles erledigt hatte. Die meisten Kunden schliefen noch. Er stellte die Papiertüten vor die Wohnungen. Wenn er einmal einen Kunden in einem Haus hatte, kamen nach einiger Zeit neue Kunden, weil die

Brötchen im Hausflur noch warm waren und gut rochen.

Ein Haus, in dem er acht Kunden hatte, lag am Savignyplatz. Er hatte den Schlüssel für den Eingang. Er fuhr jeden Morgen mit dem Aufzug ganz nach oben und ging die Treppe runter, die Papiertüten trug er in der Hand. Im zweiten Stock wohnte eine Japanerin. Sie hatte schwarze Haare und schwarze Augen, und sie war sehr dünn. Der Bäcker sah sie manchmal, wenn sie von der Musikhochschule kam. Sie hatte dann einen kleinen Koffer mit ihrer Violine, und ihre Lippen waren dunkelrot. Wenn der Bäcker vor seinem Laden saß, nickte sie ihm zu oder wünschte ihm einen schönen Tag, und immer lächelte sie dabei. Einmal in der Woche kam sie in den Laden und bezahlte die Brötchen, die er ihr morgens vor die Tür stellte. Dann sprachen sie zwei oder drei Sätze, wie es mit dem Musikstudium laufe oder über den Streik der S-Bahn oder über das Wetter. Weil er ihren Nachnamen nicht aussprechen konnte, sagte sie, er solle Sakura zu ihr sagen, ihr Vorname sei für die Deutschen einfacher. Der Bäcker verliebte sich in sie.

Er überlegte jeden Abend, wie er es ihr sagen sollte, und schließlich fiel ihm ein, was er tun konnte. Er war Konditormeister, er hatte Preise für seine Torten gewonnen. Am nächsten Morgen fing der Bäcker an. Er räumte seine Küche auf und legte alles bereit. Es würde eine fünfstöckige Tarte werden, sie würde nichts mit den normalen Tartes zu tun haben, die man überall kaufen konnte. Er begann mit den Säulen, die er zwischen die Böden stellen wollte. Er machte sie aus einer harten Masse aus Puderzucker, Eiweiß, Zitrone und Rosenwasser, innen aber bestanden sie aus fast flüssigem Fondant. An der Kuvertüre arbeitete er fast eine Woche, er probierte, verwarf und experimentierte mit Farben aus verschiedenen Likören, bis sie leicht und fast durchsichtig war. Der Bäcker fertigte die fünf Lagen nach Farben und Süße. Von unten nach oben: Sauerkirsch-, Johannisbeeren-, Kirsch-, Orangen-, Mandarinentartes. Jede einzelne Schicht bestand aus vier großen und einer kleineren Tarte, er ordnete sie versetzt an, sodass sie sich von oben wie eine Blume öffneten. Er arbeitete lange und hart, und als er fertig war, war er müde.

Er schlief in dieser Nacht schlecht und war unruhig, als er am Morgen die Tarte in eine Holzkiste mit seinem Bäckermesser und seinen besten Kuchengabeln packte. Als er an Sakuras Tür klingelte, war er etwas außer Atem. Er wusste nicht, was er sagen sollte, wenn sie aufmachen würde. Der Mann, der die Tür öffnete, trug nur eine Unterhose. Er hatte Haare auf der Brust und eine Goldkette, an der ein Panther hing. Der Mann stützte sich mit einer Hand am Türrahmen ab und fragte den Bäcker, was er hier wolle. Unter seinem Arm hindurch sah der Bäcker in die Wohnung, die nur ein Zimmer hatte, und er hörte, dass die Dusche lief. Der Bäcker starrte den Panther auf der Brust des Mannes an. Er sah die winzigen Jadeaugen und den Ring, an dem der Panther immer hängen würde, und plötzlich tat ihm der Panther leid. Im Gefängnis hatten sie gesagt, es würde sich nie etwas ändern, daran musste der Bäcker jetzt denken.

Der Bäcker trug die Holzkiste nach unten und setzte sich auf eine Steinbank im Innenhof. Er öffnete den Deckel. Die Tarte ist sehr schön, dachte er. Sie glänzte orange und rot und dunkelrot in der Wintersonne. Er betrachtete sie eine Weile, dann brach er mit den Fingern ein kleines Stück der obersten Lage ab. Es schmeckte wunderbar. Das ist die beste Tarte, die ich machen kann, sagte er halblaut zu sich selbst. Er aß noch ein Stück. Und dann noch ein Stück. Er saß zwei Stunden auf der Bank, und am Ende hatte er die ganze Tarte gegessen. Zum Schluss nahm er das Blech, leckte den Rest der Kuvertüre ab, steckte das Messer und die Kuchengabeln wieder ein und warf die Kiste in die Mülltonne.

Am Nachmittag traf der Bäcker den Kioskbesitzer vor seinem Geschäft. Der Bäcker trug nicht mehr die weiße Schürze, sondern eine Winterjacke mit rotem Kragen, den Laden hatte er geschlossen. Es war kalt auf den Holzstühlen. Der Bäcker brachte auf einem kleinen Tablett zwei Tassen. Er stellte sie auf den mittleren Stuhl. Das Tablett wackelte, der Kaffee schwappte über den Rand. Der Bäcker setzte sich, stützte sich mit den Händen auf seinen Oberschenkeln ab und atmete laut aus. Er lächelte.

»Das ist der letzte Kaffee«, sagte er. Dann zeigte er mit dem Daumen nach hinten zu seinem Geschäft, ohne sich umzudrehen. »Ich werde das alles verkaufen. Den Backshop, auch meine Möbel und auch das Auto.«

»Was wollen Sie machen?«, fragte der Kioskbesitzer.

»Ich gehe nach Japan«, sagte der Bäcker und wartete ein bisschen, weil er die Reaktion des Kioskbesitzers sehen wollte. »Ich mache in Tokio eine Konditorei auf. Dort leben fünfunddreißig Millionen Menschen. Wissen Sie, die Japaner essen gerne Torte, das habe ich mal in der Zeitung gelesen. Besonders gerne essen sie Schwarzwälder Kirschtorte. Ich kann eine sehr gute Schwarzwälder Kirsch machen.«

»Ich bin sicher, dass sie gut ist«, sagte der Kioskbesitzer.

»Bei der Schwarzwälder Kirsch kommt es auf das Kirschwasser an. Man muss richtig gutes Kirschwasser nehmen, nur das, was sie aus den dunklen Schwarzwaldkirschen machen. Aber man braucht beides: den Obstbrand und den Saft der Sauerkirschen. Man darf an nichts sparen, das ist das ganze Geheimnis.«

Sie tranken den Kaffee aus den Tassen mit dem Logo der Firma. Der Bäcker beugte sich vor, damit er nicht auf sein Hemd tropfte.

»Sie müssen mich dort besuchen kommen. Ich rufe Sie an, wenn die Konditorei läuft, und dann kommen Sie.«

Der Kioskbesitzer nickte. Der Bäcker wischte sich die Hände an der Hose ab.

»Die Japanerinnen mögen dicke Männer«, sagte er etwas leiser und sah den Kioskbesitzer nicht mehr an. »Sumo-Ringer sind dort wie Popstars ... Und vielleicht kommt mein Sohn ja auch irgendwann nach Japan, verstehen Sie, wenn er selbst entscheiden kann.«

Als der Bäcker an diesem Abend im Bett lag, dachte er wieder an Sakura. Irgendwann schlief er ein und träumte davon, wie die Japaner in Tokio seine Schwarzwälder Kirschtorten essen würden, und als er aufwachte, dachte er nicht mehr an Sakura. Er nahm die Kette mit dem Panther vom Nachttisch, er hatte sie von Blut und Hautfetzen gereinigt, und jetzt sah er sie lange an.

Alle Dinge fließen ineinander, dachte er, aber er wusste nicht, woher dieser Gedanke kam. Dann schloss er die Augen und hörte durch das offene Fenster den Eisregen.

Seybold

Die Justiz in Berlin stellt Seybold mit neunundzwanzig als Richter auf Probe ein, drei Jahre später ist er Amtsrichter auf Lebenszeit. Schon am ersten Arbeitstag kennt er das Datum seiner Pensionierung. Seybold legt fest, welche Kleidung er für den Rest seines Lebens tragen wird: grobe Anzüge, weiße Hemden, schwarze Schuhe. Jeden Morgen rasiert er sich, nie geht er ohne Aktentasche und nie ohne Regenmantel aus dem Haus. Er mietet eine Dreizimmerwohnung in einem Neubau, 90 Quadratmeter, zwei helle Räume und ein Schlafzimmer, nicht weit entfernt vom Gericht. Die Einrichtung ist praktisch und bequem, es gibt ein Bücherregal, einen Schreibtisch und ein Sofa. Seybold ist in keiner Partei, er war nie auf einer Demonstration, er gehört keinem Verein an. Die meisten Politiker hält er für eitel. Einmal im Jahr nimmt er am Juristenball teil, ansonsten besucht er jeden Monat das Theater, alle drei Wochen geht er zum Friseur, und alle zwei Monate telefoniert er mit seiner Schwester. Morgens liest er den *Tagesspiegel*, seine Bücher bestellt er in einer Buchhandlung auf dem Weg zum Gericht. Seybold mag Biografien, er besitzt ein Radio, aber weder einen Fernseher noch ein Auto. Seine teuerste Anschaffung: sämtliche Bände des Reichsgerichts und des Bundesgerichtshofs in Strafsachen, er liest gerne in ihnen. In den Sommerferien fährt er immer nach Meran in ein Viersternehotel, preiswert, sauber, vernünftiges Essen. Mit 48 braucht er eine Lesebrille, das Gestell wechselt er nie wieder, nur die Gläser werden stärker. Einmal hat er eine Affäre mit einer verheirateten Staatsanwältin. Als es kompliziert wird, lässt er die Sache auslaufen. Er geht nie in ein Bordell, und er beteiligt sich nicht an Herrenwitzen. Sex hält er für maßlos überbewertet.

Seybold will keine Karriere machen. Er bleibt sein Leben lang Amtsrichter, zuständig für die kleineren Delikte: Einbruchdiebstahl, Betrug, ab und zu etwas Außergewöhnliches wie unerlaubte Abfallbeseitigung oder sexuelle Nötigung. Fast alle Straftaten kommen ihm seltsam vor, er versteht die Angeklagten nicht, ihre Motive bleiben ihm fremd. Er verachtet die Kollegen, die sich in der Presse hervortun. Das Gebot der richterlichen

Mäßigung bestimmt sein Leben: Weder im noch außerhalb des Dienstes soll jemand an seiner Unabhängigkeit zweifeln können. Unter den Kollegen gilt er als hilfsbereit, seine Prozesse macht er ohne viel Aufhebens, in der Regel entscheidet er richtig. Er ist weder streng noch milde, und er hält sich mit Fachzeitschriften auf dem Laufenden. Eine kurze Zeit war Seybold Ermittlungsrichter, aber die Stelle gefiel ihm nicht, es erschien ihm alles dort zu unübersichtlich. Wenn er nachts aufwacht, denkt er oft, dass alles da draußen ein Chaos sei, öde und irr.

Mit 65 Jahren wird er pensioniert. Der Präsident des Amtsgerichts richtet nach Dienstschluss im kleinen Saal einen Empfang für ihn aus, es gibt Wurst- und Käsebrötchen aus der Kantine, Seybold spendiert Salzgebäck und Sekt. Die Feier dauert von 17:00 Uhr bis 19:30 Uhr. Der Präsident hält eine Rede: Seybold sei ein »leuchtendes Beispiel« für die jungen Richter, er habe einen »ausgezeichneten juristischen Verstand«, sein Dezernat habe er »vorbildlich geführt«. Bei Seybold sei nie etwas liegen geblieben, sagt der Präsident freundlich, er solle unbedingt ab und zu vorbeikommen, die Kollegen würden sich freuen. Seybold winkt gut gelaunt ab, er sei froh, dass er jetzt pensioniert sei. Die Kollegen beglückwünschen ihn.

Nach der Feier macht Seybold im Tiergarten einen langen Spaziergang. Zu Hause trinkt er ein Glas Rotwein, liest noch ein wenig in dem neuen Buch über Bismarck, zieht sich einen Pyjama an und geht ins Bett. Kurz vor dem Einschlafen denkt er, dass es eine schöne Feier gewesen sei.

Zwei Wochen nach seiner Pensionierung fliegt Seybold nach Venedig, den Flug hat er schon vor Monaten gebucht. Von dort aus will er mit dem Zug weiter über Siena und Florenz bis nach Rom fahren – zwei Monate Italien hat er geplant.

Seybold verträgt das Essen im Flugzeug nicht, er bekommt Sodbrennen. Neben ihm sitzt eine dicke Frau mit geblümtem Kleid, sie will mit ihm über Venedig sprechen. Seybold lehnt höflich ab und sieht aus dem Fenster. Die Alpen von oben beunruhigen ihn, der Kapitän sagt über Lautsprecher,

draußen seien es minus 50 Grad.

Auf dem Vaporetto vom Flughafen in die Stadt wird ihm schlecht, er hat Angst, sich vor allen Leuten übergeben zu müssen. Schweißnass und zitternd, steigt er am Markusplatz aus und setzt sich erschöpft in eines der großen Cafés. Die Musiker spielen Rossini-Ouvertüren, Seybold ist es zu viel, und er verlangt die Rechnung. Der Kellner berechnet für das »Supplemento Musica« 12 Euro extra. Seybold protestiert schwach, er habe die Musik nicht bestellt, sagt er, nur das, was bestellt werde, müsse auch bezahlt werden, das sei ein Grundsatz, der sicher auch in Italien gelte. Der Kellner schreit ihn an und droht mit der Polizei, Seybold gibt sofort nach.

Er zieht seinen Rollkoffer über den Platz. Überall sind Tauben, an den Palästen hängen riesige Werbeplakate für Versicherungen und Jeans. Nachdem er zwei Stunden durch die Stadt geirrt ist, findet er sein Hotel, es liegt neben dem Fischmarkt. Ihm wird ein stickiges Zimmer zugewiesen, nur ein Fenster, Ausblick auf einen schmalen Kanal.

Am nächsten Tag regnet es, Seybold besichtigt die Stadt trotzdem. San Marco hält er für überladen, den Campanile für zu hoch, am Dogenpalast scheinen ihm die Säulen zu niedrig zu sein. Am schlimmsten findet er die illegalen Straßenverkäufer, mehrmals denkt er daran, die Polizei zu rufen. Das Wasser steht auf den Plätzen, Seybold geht mit nassen Füßen in die Frari-Kirche, sie kommt ihm vor wie eine vollgestellte Gerümpelhalle. In der Nähe des Hotels isst er zu Mittag, die Nudeln sind verkocht, das Besteck unsauber. Er will noch das Sterbezimmer Richard Wagners sehen, aber der Palast ist jetzt eine Spielbank. Der Türsteher zwingt Seybold, sich ein Leihjackett anzuziehen – es ist das erste Mal in seinem Leben, dass seine Kleidung beanstandet wird. Um sechs Uhr abends ist er wieder im Hotel. Nachts wacht er auf, weil aus der Toilette merkwürdige Geräusche kommen. Am nächsten Morgen wird er von den Schreien der Marktverkäufer geweckt, er ist fiebrig erkältet.

Nach drei Tagen schreibt er seiner Schwester eine Postkarte: »Venedig ist nicht schön, es ist nur typisch.« Seybold beschließt, die Reise abubrechen.

Er fährt mit dem Zug nach München, er will dort seine Schwester besuchen. Sein Schwager, ein Unternehmer mit mehreren Schuhläden in der Innenstadt, holt ihn vom Bahnhof ab und schlägt ihm immer wieder auf die Schulter. Seybold bucht für den nächsten Tag den Rückflug nach Berlin.

Drei Monate nach seiner Pensionierung geht Seybold wieder ins Gericht. Er besucht seine Nachfolgerin, eine junge Richterin. Sie sprechen fast eine Stunde miteinander, dann muss sie zu einer Verhandlung. Seybold fährt mit dem Aufzug in die Kantine im fünften Stock und setzt sich auf seinen alten Platz. Die Kollegen begrüßen ihn freundlich, er erzählt von Venedig und München und wie schön die viele freie Zeit sei. Am späten Nachmittag sitzt er alleine in der Kantine, er liest noch ein wenig in den liegen gelassenen Zeitungen, dann geht er nach Hause.

Am nächsten Tag lässt er sich auf seiner alten Geschäftsstelle die laufenden Verfahrensakten zeigen. Die Sekretärinnen wundern sich, aber sie kennen ihn seit zwanzig Jahren. Er nimmt eine Akte mit in die Kantine, liest sie gründlich und schreibt einen juristisch einwandfreien Vermerk. Er heftet ihn oben auf die Akte, gibt sie in der Geschäftsstelle ab und lässt »der Frau Kollegin schöne Grüße« ausrichten.

Nachdem Seybold acht Wochen lang jeden Tag Vermerke abgeliefert hat, bittet die junge Richterin den Amtsgerichtspräsidenten um Hilfe. Sie überlegen, wie man Seybold stoppen kann, ohne ihn zu verletzen. Der Präsident ist ratlos. Am Ende sagt er, die Richterin solle ihm nur alte Akten geben lassen, abgeschlossene Fälle. Irgendwann würde er sicher von alleine damit aufhören.

Seybold ist das egal. Auch dass die jüngeren Kollegen ihn in der Kantine meiden, stört ihn nur am Anfang. Ihm fällt auf, dass die Älteren nicht mehr über ihre Fälle sprechen, wenn er an ihren Tisch kommt. Meistens sitzt er jetzt allein, dicht am Fenster, wenigstens das Licht soll gut sein.

An einem Mittwoch verlässt Seybold um sechs Uhr abends das

Gerichtsgebäude. Wie immer nimmt er den Weg durch den kleinen Park. Vor seinem Wohnblock stehen Garagen, niedrige Bauten, wie es sie in Berlin oft gibt. Plötzlich sieht Seybold zwei Autodiebe in einer der Garagen stehen. Einer von beiden hat einen langen Draht in der Hand, den er zwischen Fenster und Tür eines Wagens versenkt, der andere passt auf. Seybold zögert nicht. Er schleicht sich an, reißt das Garagentor herunter und dreht den Griff herum. Die Diebe hämmern von innen gegen das Tor, das Metall vibriert. Seybold stemmt sich dagegen. Er winkt eine Fußgängerin zu sich und bittet sie, die Polizei zu rufen, ein Einbruchdiebstahl habe stattgefunden, er habe die Täter gefangen. Er sieht auf die Uhr, er will sich alle Zeiten merken. Der Funkstreifenwagen trifft nach 8 Minuten und 49 Sekunden ein. Seybold weist die jungen Polizisten in den Tatort ein und gibt die Garage frei. Er sieht zu, wie die jungen Männer verhaftet und abgeführt werden. Auf der Polizeistation gibt er seine Aussage zu Protokoll, emotionslos, klar und so, wie er es sich immer von einem Zeugen gewünscht hat. Dann geht er nach Hause. Seybold ist zufrieden.

Der Staatsanwalt bekommt am nächsten Morgen einen Anruf des ermittelnden Kriminalbeamten. Die jungen Männer, die Seybold gefangen hat, sind die Söhne des Wagenbesitzers. Ihr Vater hatte seinen Schlüssel im Wagen liegen lassen und die Jungs gebeten, ihn wieder herauszuholen. Seybold hat ihnen »die Freiheit entzogen« – ein schweres Delikt. Dem Staatsanwalt ist die Sache unangenehm, er kennt Seybold. Eine halbe Stunde später ruft die Pressestelle bei dem Staatsanwalt an, es gebe eine Anfrage einer Boulevardzeitung. Der Autobesitzer ist Journalist und will einen Artikel über den Vorfall schreiben. Schließlich entscheidet der Staatsanwalt, alles nach Vorschrift zu machen. Er trägt Seybold als Beschuldigten ein und lädt ihn zur Vernehmung.

Am Freitag will Seybold wie gewohnt ins Gericht gehen. Auf dem Weg sieht er am Kiosk einen Aufsteller mit der Schlagzeile: »Berliner Richter läuft Amok«. Seybold hat diese Zeitung immer nur gelesen, wenn sie etwas über seine Fälle gebracht hat. Aber jetzt interessiert es ihn: Ein Richter, der

Amok läuft, beschädigt das Ansehen des Berufsstandes, denkt er. Er kauft die Zeitung, geht in sein Café, bestellt ein Croissant und beginnt zu lesen. »Richter S. aus Berlin sperrt unschuldige Jugendliche in eine Garage.« Er liest den Artikel und sieht sich die Bilder an. Und dann liest er alles noch einmal. Seybold trinkt aus, faltet die Zeitung sorgfältig zusammen, zahlt und geht wieder nach Hause.

Nachdem der Staatsanwalt die Zeugin und die Jugendlichen angehört und Seybold eine schriftliche Aussage gemacht hat, wird das Verfahren wegen geringer Schuld eingestellt. Der Bescheid wird Seybold am 22. Dezember zugestellt, er quittiert den Empfang an seiner Wohnungstür.

Seybolds Schwester versucht ihren Bruder an den Weihnachtstagen vergeblich anzurufen. Kurz nach Silvester trifft eine Karte Seybolds bei ihr ein, er sei noch einmal länger verreist, sie solle sich keine Sorgen machen. Danach hört sie nichts mehr von ihm. Nach sechs Monaten erstattet sie eine Vermisstenanzeige. Die Polizei stellt fest, dass Seybold seine Wohnung aufgelöst und sich ordnungsgemäß abgemeldet hat. Seine Pension wird weiter auf sein Konto bei der Berliner Sparkasse überwiesen.

Vier Jahre später ruft ein Mitarbeiter des deutschen Konsulats in Phuket die Schwester an. Der Beamte sagt, er müsse ihr eine »traurige Mitteilung« machen, Seybold sei gestern verstorben. Die Schwester fliegt nach Thailand, um seine Leiche überführen zu lassen. Im Konsulat besteht sie darauf, alles zu erfahren. Der Beamte ist unsicher und fragt seinen Vorgesetzten. Schließlich wird der Schwester die Akte der Polizei vorgelesen. Seybold ist in einem Bordell an einem Herzinfarkt gestorben, er hatte große Mengen Alkohol und Barbiturate im Blut. Die beiden Transvestiten, mit denen er auf dem Zimmer war, haben ausgesagt, sie würden ihn schon lange kennen, er sei ein guter Kunde gewesen, den »wilden Manfred« hätten alle ihn genannt. Der Beamte händigt der Schwester die Sachen des Bruders aus: ein lila Hawaiihemd, eine orangene Geldbörse mit einer Delfinapplikation, zwei Goldketten und eine Swatchuhr mit Strasssteinchen. Der Konsulatsbeamte

verschweigt den Vermerk der Polizei, wonach Seybold in den vergangenen Jahren fünfmal festgenommen wurde: Einmal wurde er in einer Diskothek aufgegriffen, weil er jedem die frische Tätowierung auf seinem Penis zeigen wollte, die anderen viermal hatte er – völlig betrunken – Touristinnen angepöbelt. Seybolds wenige Habe liegt in einem billigen Hotelappartement im Vergnügungsviertel, er bewohnte es fast vier Jahre lang. Die Schwester lässt alles entsorgen.

Seybold wird im Familiengrab im Allgäu beigesetzt. Die Schwester, ihr Mann und Verwandte aus dem Dorf sind gekommen. Während der Beerdigung schneit es. Als der Pfarrer sagt, Manfred Seybold habe ein erfülltes Leben gehabt, beginnt die Schwester zu weinen. Dann gehen alle ins Gasthaus.

Carl Tohrbergs Weihnachten

Carl sprach nie viel. Als Kleinkind hatte ihn seine Mutter aus Versehen von einer Kommode fallen lassen, seitdem zog er das rechte Bein nach. Als ich in den Sommerferien zum ersten Mal bei ihm zu Hause war, waren wir beide noch sehr jung. Seine Familie bewohnte ein hübsches Haus auf einem der Berge über Salzburg. Es gab Dielenböden, eine riesige Küche und eine Mischung aus Bauernschränken und Le-Corbusier-Möbeln. Die Fenster waren im 19. Jahrhundert behutsam vergrößert worden, das Haus war hell und freundlich. Von der riesigen Terrasse aus konnte man hinunter auf die Stadt sehen. Als Kinder durften wir dort nur bis zu einem gelben Strich auf dem Steinboden gehen, den die Haushälterin einen Meter vor der Balustrade gezogen hatte. Die Terrasse war hart am Berg gebaut, unter ihr fiel der Felsen fast hundert Meter steil ab.

Die Tohrbergs besaßen dieses Haus seit etwa 200 Jahren. Ursprünglich stammten sie aus dem Rheinland, im 10. Jahrhundert wurde der erste Vorfahre erwähnt, seit Anfang des 14. Jahrhunderts ist die Stammlinie ununterbrochen dokumentiert. Die Familie war nie bedeutend gewesen, ein paar Generäle, einige hohe Geistliche, ein kaiserlicher Kämmerer. In der Französischen Revolution verloren die Tohrbergs ihren gesamten rheinischen Besitz. Von dem, was übrig blieb, wurde das Salzburger Haus gebaut. In der Eingangshalle war auf die Decke der Stammbaum der Familie gemalt. Carls Großvater, der damals schon weit über siebzig war und jeden Tag einen grünen, dreiteiligen Lodenanzug trug, zeigte uns gern, wie die Tohrbergs lückenlos bis zum Göttervater Zeus zurückverfolgt werden können. In den Gängen hingen Bilder der Vorfahren, die meisten mit vorgewölbter Stirn und tief liegenden Augen. Das Auffälligste aber waren die Münder der Tohrbergs: Fast immer saßen sie merkwürdig schief in den nachgedunkelten Gesichtern, und beinahe alle hatten dünne, blassrote Lippen.

Carls Vater besaß ein kleines Juweliergeschäft in der Sigmund-Haffner-Gasse unten in der Stadt. Er verkaufte dort hauptsächlich Manschettenknöpfe und Trauringe, aber er interessierte sich weder für seine

Kunden noch für die Geschäftsbücher. Tatsächlich führte den Laden ein altes Ehepaar, das schon immer dort angestellt war. Carls Mutter, eine geborene Prinzessin Lychen-Helmstatt, war die eigentliche Hauptperson der Familie. Sie sprach unglaublich schnell, bei keinem Thema blieb sie länger als 30 Sekunden, und nie hatte sie sich mit der Abschaffung des Adels in Österreich abfinden können. Noch immer ließ sie auf ihre Briefbögen das Wappen der Familie und darunter in Englischer Schreibschrift »Stephanie Gräfin von Tohrberg-Lehrenberg« drucken. Natürlich in Stahlstich. Das »Gräfin von« strich sie dann auf jedem Bogen von Hand schräg und dünn wieder aus. Alle Familienmitglieder sprach sie in der dritten Person an: »Wie geht es ihr? Was macht er? Kann er mir bitte mal das Salz geben?« Sie beurteilte Frauen ausschließlich nach ihrem Aussehen (»sehr schöne Zähne hat sie«) und Männer danach, ob sie »müffeln« – wobei ich nie herausbekam, ob damit ihr Geruch gemeint war oder die fehlende Fähigkeit, sie zu unterhalten.

Natürlich hatte die Familie längst kein Geld mehr. Garderobe, Reisen und Ausbildung der Kinder wurden von Verwandten bezahlt. Als einmal ein Vertreter der Salzburger Oberbank anrief und sagte, das Kapital sei aufgebraucht, erwiderte Carls Mutter, das sei ihr ganz gleichgültig, sie werde dann eben von den Zinsen leben. Bei ihrem Mann beschwerte sie sich, dass »dieser Geldmensch so schrecklich spießig« sei.

Es gab dort oben eine Haushälterin, die im Pfortnerhaus wohnte, zwei Hunde, einen zahmen Pfau, ein altes Pony, und es kamen – vermutlich weil Carls Vater im Festspielkomitee war – fast jeden Tag andere Gäste auf den Berg. Carl war das einzige Kind. Seine Mutter war enttäuscht, dass er ein Junge war. In den ersten vier Jahren seines Lebens zog sie ihm ständig rosa und hellgrüne Dirndl an, eine ganze Anzahl solcher Fotos stand in silbernen Bilderrahmen auf dem Klavier. Als Kind war ich gern in diesem Haus und bei seinen merkwürdigen Bewohnern. Ich war zu jung, ich wusste nicht, dass dies alles meinen Freund vernichten würde.

Als Carl 14 wurde, begann er ernsthaft zu malen. Seine Motive waren die Wiesen um das Haus. In seinem Zimmer hingen Drucke von Cézanne und Monet, anfangs versuchte er, sie nachzuahmen. Drei Jahre später hatten sich seine Bilder von allem Konkreten gelöst, die Farben flossen jetzt ineinander, sie wurden durchsichtig und schienen nur noch aus Licht und aus farbigem Wasser zu bestehen. Er versteckte sie auf dem Dachboden unter alten Leintüchern. Nur einmal wollte er die Bilder seinen Eltern zeigen. Bevor sie kamen, stellten wir sie in der Bibliothek vor die Bücher und auf eine Staffelei. Der Zeitpunkt war schlecht gewählt, seine Mutter hatte Gäste zum Abendessen. Sie sah sich die Bilder kaum eine halbe Sekunde an. Dann drehte sie sich zu den Gästen und erzählte von einer entfernten Cousine, die einen »weltberühmten Maler mit einem unaussprechlichen Namen« geheiratet habe, sie seien bei der Hochzeit gewesen, »im Süden Spaniens, mit lauter Zigeunern«. Einem eingeladenen Pianisten gefielen die Bilder, er fragte den Jungen, was er werden wolle. Bevor Carl antworten konnte, sagte seine Mutter, das wisse sie auch nicht, er sei zu ruhig, irgendwie sei er ein bisserl komisch. Dann war sie bei den neuen Schuhen von Stuart Weitzman, die »so fesch« seien. Sie wandte sich an ihren Sohn: »Sei ein Schatz, und räume das bitte weg, ja? Das ist doch keine Vernissage hier, bring das Glump in dein Zimmer, sei so lieb.« Carl nahm die Bilder und ging nach oben. Später sagte er mir, »Glump« bedeute minderwertig.

Nach der Schule verlor ich Carl ein wenig aus den Augen. Jeder ging in eine andere Stadt und begann sein eigenes Leben. Nur manchmal trafen wir uns noch, auf Hochzeiten, Festen oder Beerdigungen.

Als sein Vater starb, war Carl 37 Jahre alt. Im Salzburger Dom hörten wir Mozarts Requiem, die Frauen trugen Hüte, und Carls Mutter sagte mitten in der Messe: »Wenn das hier weiter so fad ist, gehe ich wieder.« Der Leichenschmaus war keine Totenfeier, sondern ein gesellschaftliches Ereignis. Nachdem alle gegangen waren, fuhren wir hoch ins Haus. Es war ein herrlicher Sommerabend, die Bastmöbel standen draußen, die Steine der Terrasse waren warm. Ich suchte den Strich auf dem bemoosten Boden, an

manchen Stellen konnte man ihn noch sehen. Carl erinnerte sich nicht daran. Den sanften, langsamen Jungen, dessen schiefer Mund gezittert hatte, wenn er über Kunst sprach, gab es nicht mehr. Sobald er konnte, hatte er Salzburg verlassen und war nach Hamburg gezogen. Er hatte Mathematik studiert, nach dem Studium begann er bei einem Versicherungskonzern. Er heiratete, und weil das Paar keine Kinder bekommen konnte, hatten sie einen Jungen aus Tansania adoptiert. Er zeigte mir Fotos von seinem Reihenhaus. Auf einem Bild steht auf dem sehr kurzen, sehr grünen Rasen eine Frau. Sie trägt einen Bikini und Gartenhandschuhe, in der Hand hat sie einen Schlauch. »So ein Rasen braucht viel Pflege, sonst sieht es schnell aus wie hier«, sagte er. Ob er noch male, fragte ich ihn. Er antwortete nicht. Wir saßen auf der Terrasse, vor uns Klatschmohn, Kornblumen, Rosskastanien, Anemonen und hohes Hafergras. »Ich habe alles versucht«, sagte er. Dann steckte er die Fotos wieder ein.

Sechs Jahre später verlässt Carl Tohrberg am 23. Dezember Punkt zwölf Uhr sein Büro. Er arbeitet noch immer in der Norddeutschen Lebens- und Sachversicherung, er ist Abteilungsleiter, seine Arbeit macht er ordentlich. Er hat dünnes Haar, einen Bauch, er trägt eine schwarze Hornbrille. Jeden Tag zieht er einen Anzug an (grau, blau oder schwarz), immer ein weißes Hemd, immer eine Krawatte (nie zu bunt). Seit vier Monaten hat er ein Verhältnis mit einer Mitarbeiterin aus der Buchhaltung. Sie fahren getrennt zweimal pro Woche in die Stadt und treffen sich für 90 Minuten in einem Novotel in der Nähe des Bahnhofs. Das Zimmer kostet 59 Euro. Mit seiner Frau schläft er nicht mehr, seine Ehe würde er trotzdem nie aufgeben. Tohrberg will dieses Leben. Er will wie die Männer sein, die er in den Wartehallen der Flughäfen und in Tagungshotels trifft. Er redet gern über Steuern, Finanzkrisen und wann er die Senator Card von Lufthansa bekommen wird. Seine Welt besteht aus Versicherungen, Schadensfällen, Kennzahlen, Tabellen. Das Eckbüro mit zwei Fenstern ist ihm etwas zu viel, auf seinem Schreibtisch liegen ein iPad und eine Aktentasche von

Montblanc. Tohrberg liebt Zahlenreihen, am Wochenende entwickelt er Formeln für versicherungsmathematische Probleme. Mathematik sei die einzige Vollendung, sagt er. Als an seiner Bürotür das Schild »Carl Graf von Tohrberg« angebracht wird, lässt er es entfernen und durch »Karl Tohrberg« ersetzen. Er hält sein Leben für belanglos. Und er ist froh darüber.

Tohrberg schließt sein Büro ab. Die Lämpchen auf dem winzigen Weihnachtsbaum im Flur blinken rot und grün, Nadeln liegen auf dem hellen Teppich. Er sieht noch kurz ins Sekretariat. Genau in der Mitte des Doppeltisches steht ein Adventskranz, alle vier Kerzen brennen. Sie sind dick und rot, und sie riechen nach der flüssigen Seife in den Flughafentoiletten. Die beiden Sekretärinnen trinken Punsch aus weißen Plastikbechern, sie prosten ihm zu: »Frohe Weihnachten.«

»Ja«, sagt Tohrberg. »Ihnen auch. Und denken Sie bitte an die Kerzen, wenn Sie gehen.« Eine der Sekretärinnen macht ein Gesicht, als hätte er etwas Unanständiges gesagt. Auf dem Weg zum Parkhaus trifft er zwei angetrunkene Mitarbeiter. Tohrberg nickt freundlich. Er bemüht sich, nicht arrogant zu wirken. Als er im Wagen sitzt, fällt ihm ein, dass er vergessen hat, sich für die Dominosteine zu bedanken, die seine Sekretärin ihm morgens auf den Tisch gestellt hat. Auf dem Boden des Beifahrersitzes liegt ein leeres Bonbonpapier. Es ärgert ihn.

Den Nachmittag verbringt er damit, die letzten Geschenke zu kaufen. Er hat schon im Oktober damit angefangen: 18 Geschenke, für jedes braucht er mit Anfahrt, Auswählen, Bezahlen und Einpackenlassen circa 40 Minuten, macht zusammen 720 Minuten. Zwölf Stunden Vorweihnachtszeit, denkt Tohrberg. Im Eingang des Kaufhauses liegt grauschwarzer Schneematsch auf den Matten von City Clean. Ihm wird warm, er zieht den Mantel aus, legt ihn über den Arm. Der Schlüsselbund fällt aus der Tasche, Tohrberg bückt sich. Eine Frau mit vielen Einkaufstüten geht an ihm vorbei, eine scharfe Kante trifft ihn an der Stirn und reißt die Haut über der linken Augenbraue auf. Als er wieder hochkommt, blutet er ein wenig. Ein kleines Mädchen zeigt auf ihn, die Mutter zieht es weg.

Am Abend ruft seine Mutter an. »Wann kommt er?«, fragt sie. Er nennt die Uhrzeit, seit Jahren fliege nur eine Maschine täglich nach Salzburg. Sie werde ihn abholen, sagt sie. Dann erzählt sie von einem neuen Friseur in der Stadt, seine Frau müsse dort unbedingt hin, sie habe schon einen Termin gemacht, er habe auch Caroline Grimaldi frisiert, so gut sehe die jetzt aus, obwohl sie schon »ziemlich grauslich« sei, einen Mann bekomme sie sicher nicht mehr ... Tohrberg legt auf.

In der Nacht schläft er schlecht. Er wacht dauernd auf. Er geht in das Zimmer des Sohnes und deckt ihn zu. Tohrberg denkt daran, wie sie ihn in Daressalam aus dem Waisenhaus abgeholt haben, wie dünn der Junge in den ersten Monaten war und wie er immer gefroren hat. Die Taufe war vor acht Jahren, sie nannten den Jungen Sebastian. Nach der Kirche haben sie im Garten gegrillt, Carls Mutter trug Absätze, mit denen sie auf dem Rasen einsank. Über die Nachbarn, ein alternatives Lehrerehepaar, sagte sie: »Oje, da kommt's Milieu.« Den Jungen wollte sie nicht auf den Arm nehmen. Tohrberg hörte, wie sie nachts mit ihrer Schwester telefonierte. »Er ist ganz schwarz«, sagte sie. »Weißt du, das geht doch nicht, ein Neger, und ihn dann auch noch Sebastian zu nennen, wie unseren Großvater.«

Tohrberg hofft, dass noch etwas passiert, aber es passiert nichts. Es ist still im Haus. Lange sitzt er im Dunkeln auf einem winzigen Kinderstuhl vor dem Bett seines Sohnes.

Der Abflug am nächsten Tag verspätet sich um eine Stunde, es gibt nicht genug Enteisungsmaschinen. Sebastian wird unruhig, er will nicht mehr im Flugzeug sitzen, sein Nintendo hat er zu Hause vergessen. In Salzburg warten sie am Gepäckband lange auf die Koffer. Tohrberg erkennt einen entfernten Onkel und versteckt sich hinter einer Säule. Sie nehmen ein Taxi.

Als sie ankommen, sagt seine Mutter: »Warum ist er so spät?« Sie habe nicht mehr warten können, es seien so unangenehme Leute im Flughafen gewesen. Carl trägt das Gepäck ins Haus. Eine halbe Stunde später fahren sie zur Pfarrkirche Aigen an der Schwarzenbergpromenade, seine Mutter

begrüßt jeden, küsst jeden und redet ununterbrochen. Sie trägt ein Dirndl (»nur die vom Lanz, andere kann man ja gar nicht anziehen«) und einen gefütterten Lodenmantel. Tohrberg friert, während der Messe schläft er ein. Als der Priester die Weihnachtsgeschichte vorliest, stößt ihn seine Mutter an und flüstert, Sebastian könne doch bald den einen der Heiligen Drei Könige spielen.

Im Kaminzimmer ist für das Abendessen gedeckt, grünegeflamnte Gmundener Keramik, Kristallgläser. Tannenzweige und silberne Weihnachtskugeln liegen auf dem Tisch. 20 Menschen sind eingeladen, hauptsächlich Familie. Ein Flüchtlingsehepaar aus Rumänien bedient. In dem Raum wird es stickig, es liegt zu viel Holz im Kamin, die Kerzen am Christbaum brennen. Carl sitzt einer Opernsängerin mit hochgesteckten Haaren gegenüber. Nach Bouillon und Gänseleberpastete ist ihr Gesicht rot. Carls Mutter unterhält alle.

Tohrberg spielt mit der zweiten Gabel, die neben seinem Teller liegt. »Ihre Aussteuer«, denkt er, »das Wappen der Lychen auf dem Griff.« Er sieht seinen Sohn, der mit anderen Kindern auf dem Boden sitzt und Geschenke auspackt. Alles ist friedlich.

Als er sich zurück zum Tisch dreht, fallen ihm zum ersten Mal die beiden Weihnachtskugeln auf. Sie liegen direkt nebeneinander vor ihm. In einer sieht er das Spiegelbild der anderen, in diesem Spiegelbild wieder ein Spiegelbild und immer so weiter, die Unendlichkeit auf endlicher Fläche. Tohrberg verliert sich. Er hört jetzt nicht mehr, was um ihn herum gesprochen wird. Die Opernsängerin wird später sagen, er sei ganz bleich geworden. Tohrberg beginnt zu rechnen, Formeln, Zahlenreihen, Fraktale, Vektoren, Flächen, Volumen. Sein Verstand rast, auf seiner Stirn steht kalter Schweiß. Eine winzige Änderung des Blickwinkels führt zu neuen Bildern, neuen Ergebnissen, Chaos in mathematischem Sinn. Seine Berechnungen werden immer komplizierter, Halbkugel, Zylinder, innere und äußere Kreisfläche, Rotation, euklidischer Raum, Cavalieris Prinzip ... Plötzlich endet alles.

Tohrberg glaubt, sein Gehirn würde weiß, eine breite, stille Winterlandschaft. Es ist ihm nicht unangenehm, er schließt die Augen. Er sieht sich dort gehen, ein schwarzer Punkt im Nichts. Er bleibt stehen und gräbt ein Bild aus dem Schnee: Holbeins »Gesandte«, 1533 gemalt. Zwei prächtig gekleidete Männer, offenbar Diplomaten, stehen nebeneinander, zwischen ihnen die Symbole der damaligen Welt: Astronomie, Mathematik, Theologie, Geografie, Religion, Musik. Es ist ein Meisterwerk, aber etwas stimmt nicht damit – etwas Graues ragt von links unten in das Bild, seltsam verzerrt. Nur wenn das Gemälde nicht von vorn, sondern aus einem extrem flachen Winkel betrachtet wird, schält sich aus der Leinwand ein zweites Bild: der Totenschädel. Tohrberg ist ganz nah an den Knochen, den Kiefern, den Augenhöhlen. Er weiß jetzt, was er tun muss.

Er steht auf, ruckartig, der Stuhl hinter ihm knallt auf den Dielenboden. Niemand spricht mehr, die Opernsängerin starrt ihn mit offenem Mund an. Tohrberg geht zu seiner Mutter. Sie zittert: »Was tut er da?« Er packt sie im Nacken und beugt sie über eine Weihnachtskugel. »Schau dich an«, brüllt er. Die alte Dame reißt ihre Augen auf, sie sieht in der versilberten Oberfläche ihr grotesk verzerrtes Gesicht, neben sich ihren Sohn. Alles andere ist einfach, er braucht kaum Kraft. Die Gabel dringt in den faltigen Hals, die Zacken perforieren ihre Halsschlagader. Tohrberg dreht den Griff, er will, dass es endgültig ist. Sie rutscht vom Stuhl, Blut quillt zwischen ihren Händen hervor, sie öffnet den Mund, aber sie kann nicht schreien. Ihre Perlenkette verhakt sich im Spitzentischtuch und reißt es mit nach unten. Ein Teller fällt auf ihr Gesicht. Jemand beugt sich über sie, presst eine Serviette auf ihren Hals, die Gäste schreien durcheinander. Sie will etwas sagen, aber sie spuckt Blut. Vier Minuten später ist sie tot.

Tohrberg geht ins Freie, niemand hält ihn auf. Es hat wieder angefangen zu schneien. Er fühlt sich leicht, er würde jetzt gern singen. »Frère Jacques« wäre schön, denkt er. Er beginnt zu summen. Eine Viertelstunde später klingeln die Kriminalbeamten. Ein Polizist nimmt ihm vorsichtig die Gabel aus der Hand, die er noch immer umklammert hält. Tohrberg lächelt.

»Anamorphose«, sagt er. Der Beamte schreibt es auf.

Manchmal besuche ich Tohrberg in der Landesnervenklinik. Er ist dort seit zwei Jahren. Die Familie hatte alles aufbieten müssen, damit die Sache nicht in die Presse kam. Es gab keinen Prozess, zwei Gerichtspsychiater erklärten ihn im Vorfeld für schuldunfähig, sie sagten, er leide an einer paranoiden Schizophrenie. Die Staatsanwaltschaft verzichtete auf eine Anklage und ließ ihn einweisen. Seine Frau reichte sofort die Scheidung ein, Sebastian trägt jetzt ihren Mädchennamen.

Wir sitzen in einem hellen Raum, Weichholzmöbel mit runden Kanten, ein Gemeinschaftsfernseher, ein paar Bücher, die niemand liest. Durch die Panzerglasscheiben sieht man die Berge, es gibt keine Gitter. Jeden Tag bekommt er Tabletten, vielleicht sind es zu viele. Seine Haare sind jetzt länger, er trägt einen Bart und ein offenes blaues Hemd. Ich habe seine Zigaretten mitgebracht. Er spricht immer noch nicht viel, und wenn, dann fragt er nach seinem Sohn. Wir rauchen, obwohl es hier verboten ist. Als wir uns verabschieden, hält er meine Hand fest. Ich solle nichts mehr für ihn tun, er wolle nicht entlassen werden, sagt er. Er versucht zu lächeln, sein schiefer Mund. Für einen kurzen Moment sieht er aus wie der Junge, den ich kannte. Zum Abschied gibt er mir ein flaches Paket, sorgfältig in braunes Packpapier eingewickelt. Er habe das Bild hier gemalt, sagt er. Dann geht er den Gang hinunter, sein rechtes Bein zieht er nach.

Zwei Tage später bin ich wieder in Berlin. Ich stelle das Bild auf die Fensterbank hinter meinem Schreibtisch. Es wirkt leicht, freundliche, helle Pastellfarben, durchsichtig, schwebend. Aber unter dem fast transparenten Gewebe gibt es noch etwas anderes, einen kaum wahrnehmbaren dunkleren Klang, beunruhigend und fremd. Ich hole die Strafakte aus dem Schrank. Im Festnahmebericht steht, Tohrberg habe kurz nach der Tat zu einem Polizisten »Anamorphose« gesagt. So wird eine Maltechnik der Renaissance genannt, viele Künstler waren damals auch Mathematiker. Die Meister

arbeiteten manchmal Botschaften in ihre Gemälde ein, die nur mit Spiegeln, Zylindern oder aus ganz ungewöhnlichen Winkeln gelesen werden konnten. Ich nehme die Lampe vom Schreibtisch und drehe den Schirm so, dass sich im Chrom die Leinwand spiegelt. Nach einiger Zeit gibt das Bild ein verborgenes Wort frei – fünf Buchstaben, ausgefranst, grau verwaschen, in Spiegelschrift wild über die ganze Fläche verteilt: »GLUMP«.

Ferdinand von Schirach, geboren 1964 in München, arbeitet seit 1994 als Strafverteidiger in Berlin. Seine Erzählungsbände »Verbrechen« und »Schuld« wurden, genau wie sein erster Roman »Der Fall Collini«, zu internationalen Bestsellern. In mehr als dreißig Ländern erschienen Übersetzungen. Die Erzählungen werden zurzeit verfilmt.